

Hoheitsgebiet Spülmaschine

Oft habe ich hier schon den Raum beschworen, der sich auftut, wenn Menschen miteinander etwas anfangen, etwas machen. Eine ganz besondere Spielart dieses Raums stellt die Spülmaschine dar.

Zuerst dachte ich, meine Frau und ich seien manchmal etwas unbeholfen im Umgang miteinander – liebevoll, ja, aber eben gelegentlich unbeholfen. Doch mit jedem erfolgreichen Versuch, Freunden gegenüber die Scham zu überwinden und von solchen staksigen Versuchen des Miteinanders zu erzählen, kam es zurück: Du, das ist bei uns fast exakt genauso. Es tat sich ein Szenario ungeahnten Ausmaßes auf.

Wenn ich die Spülmaschine einräume – „Das muss nicht immer an mir hängen bleiben!“ – und meine Frau von der Arbeit, vom Einkaufen oder vom Walken kommt, dann greift sie sich *meine* Spülmaschinenordnung, holt alle Teller wieder heraus und sortiert sie in ihrer Ordnung neu ein. Angeblich ist das effizienter. Erstens ist es das *nicht*. Und zweitens hat sie *meine* Ordnung zerstört – *meine* Ordnung!

Dann wäre es doch effizienter, ich räumte die Spülmaschine gar nicht erst ein. Sie hätte keine Mehrarbeit, eher einen Handgriff weniger. Und ich müsste mich nicht um ein solches – [durch plötzliches Husten plötzlich leicht unverständlich] unmännliches – Prozedere kümmern.

Ich bin über diese Blamage meiner Männlichkeit längst hinweg. Auch in den Küchen unserer Freunde, in denen Ähnliches geschieht, herrscht inzwischen ein mildes Schmunzeln darüber. Ein Schauspiel ist und bleibt es dennoch, wenn kurz einmal die halbe Spülmaschine aus- und wieder eingeräumt wird, damit am Ende eine Tasse mehr hineinpasst.

Die Ehe ist nicht nur ein Ort romantischer Gemeinschaft, sondern auch Hoheitsgebiet. Früher, so glaube ich mich zu erinnern, wurden die Eigenheiten dieses Hoheitsgebietes mit reichlich abgegriffenen Sprüchen abgesteckt: „Mein Haushaltsvorstand ...“ und so. Solche Sprüche garnierten den emanzipatorischen Übergang vom paternalistischen zum partnerschaftlichen Modell. Darunter aber blieb die Zweisamkeit in Bewegung. Sie war es früher und ist es heute – trotz aller schönen Hochglanzbilder von Ehe und Familie.

So weit, so gut.

Und dann kommen andere Kulturen hinzu. Bei den Ukrainerinnen, die bei uns lebten, schien manches zunächst klar: Eine Frau geht arbeiten. Trotzdem ist Gartenarbeit etwas für Männer. Schwere Arbeit auch. Frauen brauchen Zeit für sich, ihre Schönheit und ihre Befindlichkeiten, was sie aber keineswegs davon abhält, auch einmal Chefin zu sein – auch von Männern. Eine für uns gewöhnungsbedürftige postsozialistische Mischung aus Rollenklischees und Gleichberechtigung. Sie wirkt nicht so durchgängig wie im Westen, nicht so emanzipatorisch und bisweilen offensiv, eher wie ein gesellschaftlich bereitgestellter Bedarfsartikel.

Die junge Frau aus Uganda hingegen bringt eine ganz offensive Rollenwelt der Geschlechter mit. Die Frau kann Geld verdienen, wenn sie will. Der Mann muss zahlen. Das Geld der Frau sei das Geld der Frau, verkündet sie uns stolz lachend, das Geld des Mannes sei das Geld der Familie. Der Mann dürfe bestimmen, die Frau müsse fragen – aber der Mann müsse eben auch arbeiten und alles bezahlen. Sagt's und lacht dabei.

Die weibliche Rolle, das Bild der Frau, ist gesellschaftlich konstruiert, sagt die moderne Wissenschaft. Dekonstruktion können wir. Und die „neuen“ Bilder der Tradwives sprechen keine andere Sprache: Die Gattin als treu umsorgende Hausfrau. Wie in den Fünfzigern. Sie zeigen nur das Innenfutter dieser Bekleidung: Ihnen ist zu wenig Norm in unserer Gesellschaft.

Doch das Miteinander der Geschlechter ist nicht *festlegbar*. Es bleibt beweglich. Gesellschaftliche Konventionen können diese Beweglichkeit einengen, beschämen und mit Rollenbildern bekleiden; beseitigen können sie sie nicht. Menschen haben miteinander immer schon ausprobiert, was zwischen ihnen möglich ist – in der Wahl ihrer Kleidung, in der Verteilung der Arbeit und bis unter die Bettdecke.

Emanzipation und Dekonstruktion schaffen diese Freiräume nicht erst. Sie machen sie sichtbar, schützen sie und befreien sie von dem Anspruch, nur eine einzige Form annehmen zu dürfen. Denn die Vielfalt romantischer Beziehungen entsteht nicht erst jenseits aller Formen. Sie entsteht dadurch, dass Menschen ihre Formen miteinander finden.

Das zeigt sich nicht nur an der Frage, ob man die Zahnpastatube rollt, quetscht oder schließlich aufschneidet, wenn sie sich dem Ende zuneigt. Es zeigt sich gerade auch beim Ein- und Umräumen der Spülmaschine.

Die Spülmaschine war, ist und bleibt Hoheitsgebiet partnerschaftlicher Beziehungen. Und damit einer der Orte, an denen Demokratie jeden Tag neu entstehen kann.